

3 Methodisches Vorgehen

Erinnernd konstituieren sich Personen, welche ihr Leben als eine zusammenhängende Kette von Begebenheiten zu reproduzieren, kurz: die es zu erzählen imstande sind. Wer sich an gar nichts zu erinnern vermöchte, hätte auch keine Antwort auf die Frage, wer er sei. Erinnerung und Erhaltung des Selbst implizieren einander. Ohne Erinnern kein ich. Wir sind, was wir erinnern, und: Wir sind, wie wir erinnern (Dorschel 2007: 13).

Während es sich bei Migration um räumliche Mobilität handelt, geht mit dieser Mobilität eine weitreichende Veränderung einher. Die Mobilität zeigt sich in der Erschließung neuer sozialer und kultureller Räume und damit einhergehend meist mit erweiterten Perspektiven. Der biographische Hintergrund ist sowohl für die Migrationsentscheidung als auch für die zukünftige Deutung und Gestaltung der erfahrenen Lebenswelten relevant. Entsprechend wird in dieser Arbeit »*Migration als lebensgeschichtlicher Prozess*« (Althaus 2017: 12) betrachtet.

Die biographischen Erfahrungen der Teilnehmenden sind in ihre Lebenswelt eingebettet und prägen ihre Wahrnehmung. Durkheim (2007 [1893]) prägte den Begriff des Kollektivbewusstseins (*conscience collective*), den Halbwachs (2020 [1925]) zum kollektiven Gedächtnis (*la mémoire collective*) erweiterte. Dieses bietet durch gemeinsame Werte, Moral, Recht, Gewohnheiten und Sprache Orientierung. Individuelle Erinnerung ist darin eingebettet, der soziale Rahmen beeinflusst somit die Rekonstruktion biographischer Erlebnisse. Ähnlich verweist Bourdieu (2021 [1979]) Konzept des Habitus auf die Wirkung sozialer und kultureller Strukturen. »*To simplify, habitus refers to how we are predisposed (though not required) to think and act in certain ways because of how we have been socialized*« (Ahearn 2017: 26). Sozialisierung wirkt auf verschiedenen Ebenen, von Familie bis Nationalstaat, und wird zusätzlich durch das spezifische Umfeld, bei Bourdieu vor allem Klasse und Schicht, geprägt. Dies knüpft auch an die zuvor diskutierten Wissensordnungen an (vgl. Kapitel 2).

Zeit ist ein weiterer Aspekt, der das Gedächtnis und die Wahrnehmung, und damit auch die Lebenswelt, prägt. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind eng miteinander verbunden und beeinflussen sich gegenseitig. Ereignisse der Vergangenheit wirken sich logischerweise auf die Gegenwart und die Zukunft aus. In gleicher Weise wirkt sich

die Gegenwart und die Zukunft jedoch auch auf die Rekonstruktion der Vergangenheit aus (Althaus 2017: 35). Die unterschiedlichen Lebensphasen, Sozialisierungen und Erfahrungen meiner Teilnehmenden – einschließlich jener, die sie nicht gemacht haben – prägen ihre Wahrnehmungen und Vergleiche zwischen Herkunfts- und Zielland, wie Klara betont: »*Ich bin mit 22 weg. Ich habe kein Gefühl, ich kann nicht vergleichen, wie die Bürokratie in der Schweiz ist. Dafür bin ich einfach viel zu lang weg*« (Klara, 64/CH). Diese Aspekte müssen im Rahmen dieser Arbeit entsprechend analysiert und in Einklang gebracht werden.

Hier gilt es zudem zu wiederholen, dass eine Reduzierung von Menschen mit Migrationserfahrung auf ihre Nationalität oder Ethnizität problematisch ist, da diese nur einen Aspekt der individuellen Identität darstellen und nicht als alleinige Erklärung für soziale Phänomene dienen können. Die institutionalisierte Dichotomie zwischen Migrant*innen und Nicht-Migrant*innen wurde erst durch die Bildung von Nationalstaaten geschaffen (Amelina 2013: 43–44; Dahinden 2016b: 3–5; Glick Schiller 2014). Trotzdem können diese nicht ignoriert werden: Staatsbürgerschaft und Nationalität beeinflussen die Rechte und Möglichkeiten zur Mitbestimmung, die Zugehörigkeit und Handlungsweisen. Darüber hinaus werden soziale Realitäten geschaffen, welche die Menschen von außen treffen – beispielsweise durch Diskriminierung. Grenzziehungsprozesse geschehen ebenfalls auf nationaler Ebene und wirken sich auf Fragen von Identität und Integration aus. Nicht zuletzt die Bestimmungen für das Erlangen der Staatsbürgerschaft und damit die Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft zeigen eine klare Trennung auf (Dahinden 2016b: 5–11).

Unabhängig oder zusätzlich zur nationalen Zugehörigkeit können Menschen sich diversen Gruppen zugehörig fühlen und durch deren Einfluss geprägt werden. Die Forschung muss entsprechend die lokale, regionale, nationale, transnationale sowie globale Ebene als relevante Kategorien beachten (Amelina 2013: 43; Charmillot/Dahinden 2021: 2). Auf lokaler und regionaler Ebene werden die Lebensstile der Teilnehmenden in den Fokus gerückt, was das tägliche berufliche und private Leben, die Wohnsituation, die Interaktion am Wohnort und in der Nachbarschaft berücksichtigt. Auf nationaler Ebene werden die Lebensstile von Schweizer*innen und Deutschen im Nachbarland verglichen. Entsprechend stehen hier die Nationalität und Vergleiche auf Basis von Nationalstaaten eher im Vordergrund. Die globale Ebene findet sich vermehrt im Vergleich der Literatur zu den Konzepten der Migrationsforschung mit den empirisch vorliegenden Daten. Nicht zuletzt verbindet die transnationale Ebene das Heimat- und das Zielland mit einer erweiterten Mobilität von Migrant*innen (Amelina 2013: 44). Die Bedeutung von Lokalität und Regionalität wird zusätzlich in den Migrationserzählungen der Teilnehmenden zentral thematisiert.

Die methodische Herangehensweise sollte den Vergleich der zwei Migrationsgruppen auf Basis ähnlicher Parameter erlauben und trotzdem Raum lassen für unterschiedliche Menschen und Erfahrungen. Daher wählte ich semi-strukturierte qualitative Interviews mit offenen Fragen als zentrale Methode der Untersuchung. Diese orientieren sich am Lebensverlauf der Teilnehmenden, um die Migration in einen weiteren Kontext einzubetten: »*The life course perspective emphasizes the importance of socio-historical context and geographical location, time, the role of social ties and important others as well as human agency in the shaping of the individual life*« (Castro-Martin/Cortina 2015: 110). Um der Komplexität und Tiefe der Migrationsgeschichten Rechnung zu tragen, wurden die Folgefragen

adaptiert und je nach persönlichem Fokus vertieft. Je nach Alter der Teilnehmenden und Zeitpunkt der Migration können die Erfahrungen Jahrzehnte zurückliegen. Unabhängig davon handelt es sich immer um biographische Rekonstruktionen der Teilnehmenden im Gespräch mit der interviewenden Person (Moravek 2006: 18).

Analog zu Goffman (1959) wirkt diese Erzählsituation als Theater, in welchem Teilnehmende rollenkonform agieren, wobei physischer Kontext, Anwesenheit der Interviewerin und Umfeld auf sie einwirken. Während bei Gemeinschaftsaktivitäten konsistente Identitätsskripte beobachtet werden können, bietet die individuelle Interviewsituation eher die Möglichkeit außerhalb der eigenen Rolle zu wirken. Um dies zu ermöglichen wurden die Interviews, wenn möglich, bei den Teilnehmenden zuhause durchgeführt, was gleichzeitig einen Einblick in die ganz persönliche Lebenswelt ermöglicht. Auf diese Weise kann die Aushandlung der eigenen Identität in verschiedenen Situationen miteinbezogen werden.

Um die Vernetzung der Migranten und ihre soziale Einbettung im Ziel- und Herkunftsland besser zu verstehen, sollten die persönlichen Netzwerke durch Netzwerkanalysen untersucht werden (Schweizer 1989; Wellman 2007). Die Netzwerkanalyse erfordert jedoch einen beträchtlichen zeitlichen Aufwand, der insbesondere aufgrund der Gesundheitsmaßnahmen während der Covid-19-Pandemie nicht umsetzbar war. Die in der Netzwerkanalyse übliche Ermittlung von Schlüsselpersonen anhand von Alltagssituationen wurde nicht quantitativ durchgeführt. Stattdessen wurden Rollentermini (Freund*innen, Familie, Kolleg*innen) für Beziehungen genutzt, welche von den Teilnehmenden selbst gewichtet wurden (Dahinden 2007: 130, 2016b: 12). Diese (wenngleich nicht erschöpfende) Analyse von Netzwerken hilft jedoch die eigenen Erzählungen zu ergänzen und ein allgemeines Bild der Vernetzung zu erhalten, was Aufschluss über die transnationalen Beziehungen und die Zugehörigkeit bieten kann. Insbesondere heterogene Netzwerke im Zielland deuten auf den erfolgreichen Zugang zu diversen Gruppen, welche in Form von Mobilität und Transnationalismus zu sozialem Kapital umgewandelt werden kann (Dahinden 2007: 133).

Zusätzlich wurde zu deutschen Migrant*innen in der Schweiz eine Diskursanalyse (Foucault/Konersmann 2017; Kiefl 2014) in den wichtigsten Medien – Zeitungen, Fernsehen und Internet – durchgeführt¹, deren Ergebnisse in die Interviews eingeflossen sind. Dabei wird erfasst welche Akteur*innen welche Art von Bild über die Migrant*innen verbreiten, und wie dieses rezipiert wird. Gerade im Internet haben Nutzer*innen eine wachsende Zahl an Möglichkeiten mit veröffentlichten Artikeln oder Videos zu interagieren und zu kommentieren, was einen tieferen Einblick in den Diskurs erlaubt. Die Diskursanalyse diente somit dazu, individuelle Erzählungen im Kontext öffentlicher Repräsentationen von Migration zu verorten und narrative Muster zu identifizieren, die in den Interviews aufgegriffen wurden.

In den folgenden Abschnitten beschäftige ich mich mit verschiedenen Aspekten des Forschungsprozesses auseinander. Ich beginne mit Gedanken zum Sample und zum Sampling-Prozess, danach gehe ich auf den konkreten Feldzugang ein. Ursprünglich

1 Über und von Schweizer Migrant*innen in Deutschland gibt es, wahrscheinlich aufgrund der kleinen Gruppengröße, keinen derartigen Diskurs.

war geplant, den Feldzugang, analog zur methodischen Herangehensweise, für beide Gruppen gleich zu gestalten. Aufgrund der Corona-Pandemie wurde dies jedoch unmöglich. Ich habe 2019 begonnen, Daten zu schweizerischen Migrant*innen in Deutschland zu erheben und plante im Frühjahr 2020 den gleichen Schritt mit deutschen Migrant*innen in der Schweiz durchzuführen. Aufgrund der Covid-19-Pandemie musste ich meine Pläne adaptieren und neue Wege finden, Daten zu erheben. Es ist daher nötig, zwei unterschiedliche Feldzugänge darzustellen. Im letzten Abschnitt setze ich mich mit meiner eigenen Rolle während der Forschung auseinander.

3.1 Annäherung an das Feld und die Teilnehmenden der Studie

Für meine Untersuchung suchte ich nach Schweizer und deutschen Migrant*innen im Nachbarland, die eine möglichst vielfältige Demographie repräsentieren. Da sich das Verständnis von Staatsbürgerschaft häufig mit Zugehörigkeit und Identität überschneidet (Maier 2021: 6), bildeten für meine Untersuchung weniger der Pass, sondern vielmehr die Sozialisierung in Deutschland oder der Schweiz und die bewusste Entscheidung zur Migration die zentralen Auswahlkriterien. Nationalität und Staatsangehörigkeit sind in vielen gesellschaftlichen Bereichen wichtige Definitionskategorien, daher wollte ich sie nicht ausklammern – jedoch bewusst erweitern. So schloss mein Sample auch Menschen ein, die im Zielland eingebürgert wurden und keine doppelte Staatsbürgerschaft besitzen, ebenso wie Menschen mit Migrationshintergrund, die in Deutschland oder der Schweiz aufgewachsen sind, jedoch nicht notwendigerweise die Staatsbürgerschaft besitzen. Im Interviewprozess habe ich zudem explizit Raum geschaffen, damit sich Teilnehmende von den Kategorien »deutsch« und »schweizerisch« abgrenzen können – und mehr noch von der Vorstellung, dass Staaten und Staatsangehörigkeit zentrale Zugehörigkeitsmarker sein müssen.

Praktisch bedeutete dies, dass ich in Deutschland einen Ort finden musste, an dem Schweizer Migrant*innen tatsächlich anzutreffen waren. Da sie eine kleine Minderheit darstellen, wären Sport- oder Kulturvereine sowie persönliche Kontakte keine erfolgsversprechenden Zugänge gewesen. Die Suche über Schweizer Vereine erwies sich daher als der einzig sinnvolle Weg. Diese Vereine setzten meist keine Staatsbürgerschaft voraus, implizieren jedoch eine gewisse Identifikation mit der Schweiz. Bei der Suche nach deutschen Migrant*innen zeigte sich ein ähnliches Bild: Gruppen waren zwar leicht auffindbar, waren aber bereits per Definition auf Deutsche zugeschnitten.

An dieser Stelle müssen die Bezeichnungen deutsch und schweizerisch selbst thematisiert werden. Ich werde in dieser Arbeit hauptsächlich auf drei Kategorisierungen zurückgreifen: Deutsche bzw. Schweizer*innen, deutsche und schweizerische Migrant*innen sowie das deutsche bzw. schweizerische Sample. Im Folgenden erkläre ich alle drei Kategorien anhand der deutschen Kategorie: Die Deutschen bezieht sich auf eine verallgemeinerte Gruppe von Deutschen unabhängig von Migrationserfahrungen. Diese Kategorie wird oft in der Literatur oder von meinen Interviewpartner*innen benutzt, um allgemeingültige Aussagen zu machen. Deutsche Migrant*innen bezieht sich auf Deutsche, welche in ein fremdes Land migriert sind. Auch zu dieser Kategorie folgen oft allgemeingültige Aussagen. Insbesondere in den theoretischen Teilen dieser Arbeit greife

ich oft auf diese beiden Kategorien zurück, um Migrationstheorien, Entwicklungen und Statistiken zu erläutern. Das deutsche Sample bezieht sich spezifisch auf meine Gruppe von Teilnehmenden, welche aus Deutschland in die Schweiz migriert sind.

Die Bezeichnung als deutsch bezieht sich dabei, unabhängig von der Staatsbürgerschaft, auf das Herkunftsland bzw. das Land der frühen Sozialisation. Eingebürgerte Menschen oder Doppelbürger werden der Einfachheit halber ebenso eingeordnet. In einigen Kapiteln, insbesondere beim Vergleich zwischen den Ländern und der Mentalität, fallen sehr viele Verallgemeinerungen seitens meiner Interviewpartner*innen. Damit möchte ich jedoch keine Allgemeingültigkeit bezüglich aller schweizerischen oder deutschen Migrant*innen oder aller Schweizer*innen oder Deutschen geltend machen. Bei Stereotypen ist es einfach von den Deutschen und den Schweizer*innen zu reden und damit eine fiktive Gesamtheit zu implizieren. Dass sich viele Interviewpartner*innen wiederum selbst von ihren verallgemeinernden Aussagen ausnehmen, untermauert dies.

Da in der Schweiz kulturelle und gesellschaftliche Unterschiede auch in den Sprachregionen sichtbar werden, beschränkte ich meine Forschung auf deutschsprachige Gebiete. Dies gilt sowohl für die Herkunft der Schweizer*innen als auch für die Wohnorte der Deutschen. Dies bestärkt die kulturellen Ähnlichkeiten und lässt eine fokussierte Auseinandersetzung mit dem Begriff »deutsch« in ethnischer, kultureller und sprachlicher Hinsicht zu. Bei der räumlichen Verteilung wurden sowohl städtische als auch ländliche Gebiete einbezogen. Viele Migrationsstudien wurden entsprechend der Migrationstrends in Städten durchgeführt oder fokussierten auf die Migration in Metropolen (Charmillot/Dahinden 2021: 3). Städte wirken als wirtschaftliche und gesellschaftliche Zentren als Anzugspunkt insbesondere für Arbeitsmigrant*innen, insbesondere Altersmigration und Familiennachzug folgen jedoch oft anderen Strukturen. In der Schweiz führte die geringere Urbanisierung und die oft fließenden Übergänge zwischen Stadt und Land automatisch zu einer Einbeziehung ländlicher Migration in das Sample. In Deutschland wurden dagegen bewusst sowohl urbane als auch ländliche Regionen ausgewählt: Neben den zwei großen Zentren Berlin und Hamburg wurde Schleswig-Holstein als ländlich geprägte Region in die Forschung einbezogen.

Grundsätzlich habe ich ein Sample verfolgt, welches der Gesamtpopulation an Migrant*innen aus der Schweiz bzw. Deutschland möglichst nahekommt. Eine spezifische Fokussierung auf Berufsbranchen, Ausbildungen oder Bildung erfolgte nicht. In der vorhandenen Literatur wird oft entweder auf hochqualifizierte Migrant*innen fokussiert bzw. impliziert, dass es sich bei Migration zwischen diesen Ländern um hochqualifizierte Migration handelt. Der Begriff hochqualifiziert ist jedoch nicht universal definiert: »Is a highly trained executive or technician with no formal qualifications considered a highly skilled person? Or should a highly skilled construction worker be included in data on highly skilled persons?« (Mahroum 2000: 24). Oftmals wird der Begriff hochqualifiziert mit einer tertiären Bildung gleichgesetzt. Dies beinhaltet sowohl Universitätsabschlüsse als auch weiterführende Handwerksabschlüsse, z. B. einen Meisterbrief.

Zur präzisen Einordnung folgen hier einige technischere Details zum Bildungswesen und zu Berufsqualifikationen. Die OECD arbeitet mit der Internationalen Standardklassifikation des Bildungswesens (ISCED), wonach die Stufen 5 (tertiäre Bildungsgänge) und 6 (Promotion) als hohe Bildungsabschlüsse gelten. ISCED 3 beinhaltet die Hoch-

schulreife oder eine Berufsausbildung und ISCED 4 die Kombination beider Abschlüsse. Beides gilt als mittleres Bildungsniveau (OECD 2015: 78). Dies bezieht sich jedoch nur auf die Bildungsabschlüsse, nicht auf die Berufe, in denen Menschen arbeiten. Für Berufe gibt es wiederum die Internationale Standardklassifikation der Berufe (ISCO), welche neben Bildungsabschlüssen auch die benötigten Fähigkeiten und Erfahrung in einem Berufsfeld miteinbeziehen und zu einem skill level vereinen. Hierbei werden 10 Berufshauptgruppen unterschieden u.a. Führungskräfte, akademische Berufe (Professionals), technische Berufe, Büroangestellte, Dienstleistungs- oder Handwerksberufe. Die ersten drei gehören in die höchsten skill level, nämlich 3 und 4, und korrespondieren, was die Bildungsstufe angeht, weitgehend mit ISCED 5 und 6. Die letzten drei fallen in das skill level 2 und damit weitgehend in die ISCED-Stufen 3 und 4² (International Labour Organization 2022). Als Fachkräfte zählen wiederum die meisten der genannten Berufsgruppen, solange sie eine berufsbefähigende Ausbildung beinhalten. Bei der großen Mehrheit der in der Schweiz und Deutschland arbeitenden Bevölkerung handelt es sich um Fachkräfte (ISCO 2–4) mit mindestens mittlerem Bildungsniveau (ISCED 3–6).

Um die in dieser Studie untersuchten Teilnehmenden besser – nicht nur nach beruflich relevanten Aspekten – differenzieren zu können, genügt eine Einordnung allein anhand demographischer Marker jedoch nicht. Ein Konzept, was eine detailliertere Kategorisierung erlaubt, sind Milieus. Ähnlich dem Lebensstil (Benson/O'Reilly 2009: 616; Habeck 2019b: 9) beschreiben Milieus vermehrt selbst gewählte Gemeinschaften »mit ähnlichen Grundwerten und Prinzipien der Lebensführung« (Flaig/Barth 2023: 4), welche jedoch beständiger sind. Langanhaltende milieuspezifische Werteorientierungen, welche üblicherweise im Jugendalter entstehen, können entsprechend in Lebensstilen ausgedrückt werden. Wie das Konzept der Milieus wurden auch die Sinus-Milieus (Barth/Flaig/Schäuble 2023) als Erweiterung einer Zuordnung von Menschen anhand ihrer Schichtzugehörigkeit entwickelt, als sich eine horizontale Einordnung anhand demographischer Merkmale nicht mehr als ausreichend herausstellte (Barth/Flaig 2023: 66–67).

Die auf Basis von qualitativen und quantitativen Daten erstellten Sinus-Milieus werden meist für die Zielgruppenforschung im Marketing verwendet, lassen sich jedoch auch für sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung nutzen (Barth 2023: 86; Flaig/Barth 2023: 5–6). Sie vermögen Milieus im deutschsprachigen Raum anhand der sozialen Lage und der Grundorientierung der Menschen abzubilden. Die soziale Lage beinhaltet die Bildung, das Einkommen und den Beruf – die Schichtzugehörigkeit – während die Grundorientierung Werte zwischen Tradition, Moderne und Neuorientierung einordnet (Flaig/Barth 2023: 13–22). Neben spezifischen Milieus für die Schweiz und Deutschland existieren auch »Migrantenmilieus« (Sinus-Institut 2018), welche eine Einordnung von Menschen mit Migrationshintergrund (in Deutschland) primär aufgrund von Wertvorstellungen, Lebensstilen und ästhetischen Vorlieben vornehmen, während die ethnische Herkunft und die Herkunftsländer sekundär sind.

2 Das skill level 1 beinhaltet »elementary occupations«, d.h. Reinigungs- und Hilfskräfte, Mitarbeitende in der Landwirtschaft, im Gastgewerbe oder im Baubereich, die über keine qualifizierende Ausbildung verfügen.

Wie jede Kategorisierung haben auch die Milieus ihre Nachteile und müssen je nach Fall überprüft und hinterfragt werden. Wie erwähnt entstehen Milieuzugehörigkeiten meist im Jugendalter und sind relativ beständig; das würde suggerieren, dass die Herkunftsländer (und deren Milieus) bei erwachsenen Migrant*innen ausschlaggebend sind, was jedoch bei den Migrantenmilieus nicht der Fall sein sollte. Die Milieuzugehörigkeit ist zudem veränderlich; einerseits ändern sich die Milieus und deren Anteil an der Gesellschaft, andererseits können sich die Werte und Lebensumstände der Menschen verändern³. Ein weiterer Nachteil ergibt sich aus der Methodologie der Milieuzugehörigkeit. Die Einordnung der Teilnehmenden erfolgte nicht systematisch anhand eines auf die Abfrage von Werten abgezielten Fragebogens⁴, sondern im Rückbezug auf die Narrative der Teilnehmenden. Entsprechend handelt es sich um eine Annäherung auf Basis der in den Interviews sichtbar gewordenen Werte in Kombination mit den demographischen Daten. Die Milieuzugehörigkeit stellt damit eine Ergänzung zur demographischen Darstellung dar und wird in bestimmten Kapiteln zu Rate gezogen, um die Narrative der Teilnehmenden zu kontextualisieren⁵.

Aufgrund der sprachlichen Situation ergaben sich bei der Durchführung wie auch bei der Nachbearbeitung und Analyse der Interviews drei methodische Aspekte, die erst im weiteren Verlauf festgelegt werden konnten. Erstens: Zu Beginn der Forschung war unklar, in welcher Sprache die Interviews durchgeführt werden sollten, idealerweise in jener, die den Teilnehmenden die beste Vermittlung persönlicher Eindrücke ermöglicht. Da dies im Vorhinein nicht immer ersichtlich ist und nicht alle Schweizer*innen zwingend Dialekt oder alle Deutschen Hochdeutsch bevorzugen, bot ich sowohl Berndeutsch als auch Hochdeutsch an. Erste Besuche bei Schweizer Vereinstreffen bestätigten, dass alle Teilnehmenden Schweizerdeutsch verstehen und sprechen können. Bei deutschen Teilnehmenden begann ich standardmäßig mit Hochdeutsch, wodurch ich für sie nicht direkt als Schweizerin erkennbar war: habe ich mich nicht als solche zu erkennen gegeben, wurde ich als deutsch wahrgenommen. Da jedoch mehrere deutsche Teilnehmende im Alltag Schweizerdeutsch sprechen oder den Dialekt bevorzugten, galt es individuell abzuwägen, welche Sprache verwendet werden sollte.

Zweitens: Bei der Nachbearbeitung stellte sich die Frage: Wie sollen nicht-Standardvarietäten repräsentiert werden? »[E]xactly as pronounced using the International Phonetic Alphabet, through standardized spellings of the words that misrepresent the exact spellings but might be easier to read, or some other alternative« (Ahearn 2017: 60)? Dies bezieht sich auf beide Gruppen. Bei den Schweizer*innen ist die Abweichung von der Standardvarietät mit

-
- 3 Im Abschnitt Rolle der Forscherin in diesem Kapitel gehe ich näher auf meinen eigenen Hintergrund ein, welcher die hier erwähnten Veränderungen und einen Wechsel der Milieus verdeutlicht.
 - 4 Der Fragebogen, detailliertere Beschreibungen der Milieus und spezifische Infopakete mit Daten u.a. zum Werteprofil, zur Identität und Weltsicht wie auch zum Konsum- und Freizeitverhalten sind nur gegen Bezahlung erhältlich, da es sich beim SINUS-Institut letztlich um einen Wirtschaftsakteur handelt, der vornehmlich Auftragsforschung für Unternehmen und Institute ausführt.
 - 5 Es werden nicht alle Teilnehmenden systematisch einem Milieu zugeordnet, da die Daten nicht für alle Teilnehmenden eindeutig genug sind.

großer Wahrscheinlichkeit gegeben, da diese nur in formalen Situationen oder schriftlich verwendet wird. Zudem ist die Abweichung meist signifikanter, insbesondere in der Phonetik. In einem ersten Schritt habe ich mich dafür entschieden bei der Transkription jegliche Eigenheiten beizubehalten u.a. Auslassungen, dialektische Eigenheiten und Phonetik. Dies entspricht der verschriftlichten Kommunikation, wie sie auch über Messenger und soziale Medien stattfindet, und bildet daher am ehesten die natürliche Kommunikation ab, ohne zu sehr in die sprachwissenschaftliche Analyse abzudriften. Da die Analyse auf Basis von bestimmten Stichworten nicht Teil der Auswertung war (z.B. Wortfrequenz), war der Nachteil fehlender Vereinheitlichung irrelevant. Vielmehr konnte Sprache als Teil diverser Aspekte der Forschung miteinbezogen werden.

In einem dritten Schritt stellte sich jedoch auch die Frage, welche Varietät in der Verschriftlichung der Dissertation verwendet wird. Da diese Arbeit an einer deutschen Universität verfasst wird, bildet Standardhochdeutsch die Referenz. Bei Aussagen und Zitaten meiner Teilnehmenden soll der Originalwortlaut so weit wie möglich erhalten bleiben, es soll jedoch auch keine Abwertung oder unnötige Exotisierung stattfinden. Spezifische Idiome und die Lexik werden daher beibehalten, auch weil deren Übersetzung oftmals nicht eindeutig ist, während die Syntax und Grammatik standardmäßig angepasst werden. Ich gehe im Kapitel zur Wahrnehmung genauer auf die Eigenheiten der Sprache und deren Auswirkungen ein, was häufige Abweichungen miteinbezieht. Um gewisse Themen zu verdeutlichen, kann es daher in Einzelfällen nötig sein die exakte Transkription zu verwenden.

Ein letzter Punkt, der bei der Verschriftlichung relevant wurde, ist die Pseudonymisierung der Teilnehmenden. Dies gilt vor allem für Personen, die öffentliche oder offizielle Rollen einnehmen, die mit dem Thema der Arbeit in Verbindung stehen. Das Gleiche gilt für Personen, auf die man aufgrund einer bestimmten Kombination spezifischer demographischer Merkmale rückschließen könnte. Bereits während des Interviews habe ich daher mit den Teilnehmenden die Pseudonymisierung thematisiert und nach Wunsch eine spätere Absprache der verwendeten Aussagen angeboten. Bei Teilnehmenden mit bestimmten Rollen innerhalb der Gemeinschaft bilden diese meist einen wichtigen Teil der Lebensgestaltung und sind damit kaum von der privaten Person trennbar. Im individuellen Gespräch ging es daher darum, abzuwägen, ob die öffentliche Rolle von der privaten Person getrennt werden sollte oder ob es möglich ist, diese im Rahmen dieser Studie zu vereinen. Für die meisten dieser Teilnehmenden war die Antwort klar: Letzteres. Als Folge wurden fünf Teilnehmende nicht pseudonymisiert⁶. Umso wichtiger wurden die adäquate Repräsentation und die Rückversicherung, dass ihre Aussagen für die Teilnehmenden auch noch einige Zeit nach dem Interview stimmig sind. Bei der zweiten Gruppe wurden teilweise strategische Änderungen vorgenommen, welche Rückschlüsse verunmöglichen sollten. Dies geschah unter anderem in Rücksprache mit diesen Teilnehmenden während der Verschriftlichung der vorliegenden Studie.

6 Diese Teilnehmenden sind zwar erkennbar, sie wollten jedoch auch nicht spezifisch hervorgehoben werden, weswegen ich sie hier nicht namentlich nenne.

3.2 Schweizer Vereine als zentrale Akteure

Ein geeigneter Weg einen Einblick in das Leben und die Kultur von Migrant*innen zu erhalten, führt über die jeweiligen Gemeinschaften. Insbesondere kleine Minderheiten sind im öffentlichen Raum oder in den Medien kaum vertreten, kulturelles Leben findet über die Gemeinschaften jedoch trotzdem statt. Meine Aufgabe war es daher in einem ersten Schritt Gemeinschaften im nördlichen Deutschland und in Berlin ausfindig zu machen und einen Zugang zu finden.

In Hamburg und Berlin gibt es eine Vielzahl an schweizerischen Organisationen oder Firmen, von Läden bis zu Vereinen. In Berlin und Hamburg gibt es jeweils einen Verein, in Niedersachsen finden sich mit Hannover und Braunschweig zwei Vereine und auch in Schleswig-Holstein existiert ein aktiver Verein, welcher jedoch keiner Stadt zugeordnet ist. Einzig Bremen und Mecklenburg-Vorpommern scheinen keine aktiven Schweizer Vereine zu besitzen.

Insbesondere in Hamburg, wo ich durch die räumliche Nähe eine intensivere und langfristige Begleitung der Gemeinschaft geplant hatte, stellte sich der Schweizer Verein »Helvetia« Hamburg schnell als ein Schlüsselnetzwerk heraus. Der Verein pflegt aktive Beziehungen zur Botschaft in Berlin und zum Honorarkonsul in Hamburg, aber auch zu anderen von Schweizer*innen geführten Geschäften, welche wiederum bei Veranstaltungen miteinbezogen werden. Einmal pro Monat organisiert der Verein einen Stammtisch. Darüber hinaus organisiert der Verein Veranstaltungen: von Stadtführungen und Wandertouren bis zu Fondueabenden und Weihnachtsfeiern. Der zentrale Akteur der Schweizer Gemeinschaft in Hamburg, und damit meine primäre Anlaufstelle, ist klar dieser Verein. Das Ziel war daher die diversen Veranstaltungen des Vereins während meiner Forschung wahrzunehmen. Zusätzlich sollte der Verein als auch Quelle für Einzelinterviews dienen. Zur Diversifizierung des Samples kontaktierte ich die Vereine in Berlin und Schleswig-Holstein. Berlin hat den Ruf einer kosmopolitischen und kulturell vielfältigen Stadt; das ländliche Schleswig-Holstein wiederum bietet geringere berufliche Möglichkeiten, was wiederum eine andere Demographie anzieht.

Meinen eigenen Zugang zur Schweizer Gemeinschaft und zum Verein in Hamburg fand ich über den monatlichen Stammtisch. Er bot Gelegenheit, sich über alle Themen des Lebens auszutauschen und Schweizerdeutsch zu reden. Der eigentliche Titel des Stammtisches ist denn auch »Schwiizerdütsche Stammtisch«. Trotzdem sind alle vier Landessprachen beim Stammtisch grundsätzlich willkommen (Schweizer Verein »Helvetia« Hamburg 2022).

Der erste Besuch diente unter anderem auch dazu meine eigene Rolle zu reflektieren. Zu Beginn meiner Forschung lebte ich bereits seit 10 Jahren in Hamburg, hatte jedoch nie das Bedürfnis andere Schweizer*innen kennenzulernen, beziehungsweise Teil einer Gemeinschaft zu werden, welche sich über dieses Attribut definiert. In meinem Feldforschungstagebuch reflektierte ich dies vor dem Besuch des Stammtisches: »Die Idee, dass die Gemeinsamkeiten der Gruppe rein auf der Nationalität bestehen, ruft in mir tiefe Skepsis hervor, dass ich dort Menschen finden würde, mit denen ich mich gut verstehen werde« (Feldforschungstagebuch, Eintrag vom 2.1.2019). Ich befürchtete, vermehrt ältere Menschen mit konservativer Haltung und überhöht positiver Meinung über die Schweiz anzutreffen. Faktisch hatte ich keine Vorstellung, wie der Stammtisch aussehen würde, welche

Art von Menschen ich treffen würde, und was die Gesprächsthemen sein könnten. Dazu kamen Befürchtungen, dass es sich beim Stammtisch um eine eingeschworene Gruppe handeln könnte, an welche man als Gast nur schwer Anschluss fände.

Der erste Stammtisch zeigte mir, wie falsch ich mit meinen Vorstellungen lag. Um 18 Uhr waren bereits ein halbes Dutzend Leute anwesend, klar erkennbar am lebhaften Gespräch auf Schweizerdeutsch. Insgesamt waren 10 bis 12 Leute anwesend, manche kamen später von der Arbeit dazu, andere gingen nach ein bis zwei Stunden wieder. Als Neuling in der Gruppe drehten sich viele meiner Gespräche um die Eckdaten meiner Migration. Thematisiert wurde auch mehrfach der geringe Anteil Schweizer*innen in Hamburg, welche Mitglieder des Schweizer Vereins sind. Dies deckt sich mit meinen oben erwähnten Erfahrungen; das Bedürfnis zu einer schweizerischen Gemeinschaft zu gehören, scheint unter Auslandschweizer*innen eher gering. Den 1506 gemeldeten Schweizer*innen im Bundesland Hamburg (Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein 2021: 21) stehen circa 150 Mitglieder*innen des Schweizer Vereins gegenüber.

In den folgenden Monaten besuchte ich den Stammtisch regelmäßig, um ein allgemeines Verständnis für die übliche Zusammensetzung und die Gesprächsthemen zu entwickeln. Er ist vorwiegend weiblich geprägt. Da er unter der Woche stattfindet, hat er ein hohes Durchschnittsalter und es nehmen weniger Berufstätige teil. Die meisten von ihnen leben bereits seit Jahren oder Jahrzehnten in Hamburg. Die Gespräche umfassen alle Lebensbereiche, von Alltagsthemen wie Hobbys bis hin zu persönlichen Sorgen und Wünschen. Bei aktuellen Geschehnissen oder gesellschaftspolitischen Diskussionen spielt die Gegenüberstellung spezifisch schweizerischer bzw. deutscher Inhalte und Positionen eine wichtige Rolle. In der ersten Zeit stellte ich meine Forschung den Organisator*innen und dem gesamten Stammtisch vor. Einerseits wollte ich über den Stammtisch Interviewpartner*innen gewinnen, andererseits wollte ich meine Erfahrungen und die Gesprächsthemen beim Stammtisch in meiner Forschung aufgreifen. Wichtiger war für mich jedoch, dass ich auch als Forscherin beim Stammtisch akzeptiert wurde und alle Teilnehmenden meine Rolle kannten. Meine Hauptmotivation für den Besuch des Stammtisches war, mitzuerleben, wie Gemeinschaft gelebt wird und welche Themen wie besprochen werden.

Über den Stammtisch habe ich in der Folge auch den Zugang zum Verein und seinen Veranstaltungen gefunden, und damit auch zu vielen anderen Interviewpartner*innen (s.u.). Die Veranstaltungen des Vereins finden meist an Wochenenden statt und sind daher für berufstätige oder Personen mit Familie einfacher zu besuchen. Dazu kommen festliche Anlässe wie der Nationalfeiertag oder die Weihnachtsfeier, welche aus meiner Erfahrung besonders stark frequentiert werden.

Wie erwähnt sind nicht alle Auslandschweizer*innen in Vereinen organisiert. Ursprünglich sollte ein größerer Teil meines Samples nicht mit einem Verein affiliert sein, jedoch erwies sich der Zugang zu dieser Gruppe als enorm schwierig. Es existieren keine Kirchgemeinden oder andere religiöse Gruppen, es gibt keine informellen Sprach- oder Kulturgruppen und keine Lokalitäten, welche jenseits der Vereinsaktivitäten das Zusammenkommen von Schweizer*innen fördern würde. Auch Aushänge in von Schweizer*innen geführten Lokalen erwiesen sich zur Kontaktaufnahme als unproduktiv.

Die meisten Interviewpartner*innen, welche nicht formell Teil eines Schweizer Vereins waren, fanden sich in Berlin. Auch aus Schleswig-Holstein meldeten sich Menschen, welche bisher keinerlei Veranstaltungen des Schweizer Vereins besucht hatten. In beiden Regionen waren dies Personen, welche zwar die Emails des jeweiligen Schweizer Vereins erhielten, jedoch keine Vereinsmitglieder waren. Diese stellen folglich einen Kontrast zu den Vereinsmitgliedern her, fühlen sich jedoch trotzdem in irgendeiner Weise mit den Vereinen verbunden. Hinzu kommen wenige persönliche Kontakte ohne Verbindung zu einem Schweizer Verein. Die Gesamtzahl der Interviews mit in Deutschland lebenden Personen mit Schweizer Hintergrund beträgt 32 (vgl. Kapitel 4).

Was sich im Sample nicht wiederfindet, sind Interviewpartner*innen, welche sich explizit von der Schweizer Gemeinschaft bzw. dem Verein distanzieren. Durch die Herangehensweise über den Verein besteht möglicherweise ein gewisser Bias zugunsten der Menschen, welche eine eher positive Sicht gegenüber der Schweiz vertreten. Grundsätzlich haben die Auslandschweizer*innen, welche ich in den Vereinen angetroffen habe, keine romantisierende Sicht, weder auf die Schweiz noch auf Deutschland. Die überwiegende Mehrheit sieht in beiden Ländern Vor- und Nachteile, es gibt jedoch gute Gründe für ihren momentanen Verbleib in Deutschland. Was sie zum Schweizer Verein gebracht hat, war zum Teil die Sehnsucht nach dem Heimatland, das Bedürfnis in der Fremde die eigene Sprache hören und sprechen zu können und einen Rahmen für einen Austausch zu finden, welcher die eigene Sozialisierung und Erfahrungen als Schweizer*innen in Deutschland berücksichtigt.

3.3 Forschen während der Covid-19-Pandemie

Bis Anfang Mai sind jegliche Restaurants und die meisten Geschäfte geschlossen, es wird allgemein geraten weiterhin zuhause zu bleiben und nur zum Einkaufen oder für kurze Spaziergänge mit genügend Abstand nach draußen zu gehen. Diese Richtlinien schränken die Möglichkeiten zur teilnehmenden Beobachtung enorm ein. Stammtische und Veranstaltungen von Vereinen finden bis auf weiteres nicht statt, aber auch Treffen in kleineren Gruppen sollten weitestgehend unterlassen werden. Gerade als unbekannte Person ist es momentan unmöglich sich mit Menschen persönlich zu treffen, die den Kontakt zu ihren Familien und Freunden meiden (Feldforschungstagebuch, Eintrag vom 22.04.2020).

Anders als ursprünglich geplant konnte ich den zweiten Teil meiner Forschung nicht auf die gleiche Art und Weise durchführen wie den ersten. Von April bis Oktober 2020 wollte ich in der Schweiz an Vereinsaktivitäten der deutschen Vereine teilnehmen, deren Stammtische und Veranstaltungen besuchen und aus dem Pool der Teilnehmenden Interviewpartner*innen gewinnen. Aufgrund der Covid-19-Pandemie musste ich meine Herangehensweise anpassen und pragmatisch abwägen, wie ich alternativ Daten erfassen kann. Letztlich konnte ich nicht nur keine Veranstaltungen und Stammtische besuchen, ich musste auch neue Quellen für Teilnehmende finden und den Großteil der Interviews online durchführen. All diese Änderungen in der Herangehensweise bringen gewisse Konsequenzen für die Datensammlung und die gesamte Forschung mit sich.

Geplant war aus den Reihen der Vereine für Deutsche in Bern, Basel und Zürich Teilnehmende zu gewinnen, welche ich idealerweise in ihrem Zuhause für ein Interview besucht hätte. Da neue behördliche Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie fast im Wochentakt bekannt gegeben wurden, war es kaum möglich, eine Anfrage an die Vereine zu schicken, welche die zukünftigen Entwicklungen voraussagen konnte. Aufgrund dieser Unsicherheit habe ich von Anfang an die Möglichkeit für Onlineinterviews und Interviews zuhause erläutert. Zusätzlich hielt ich meinen eigenen Zeitrahmen bewusst flexibel, um Interessierten auch die Möglichkeit zu geben, Termine zu einem späteren Zeitpunkt zu vereinbaren, wenn sich die Situation etwas beruhigt hätte. Da die Vereine jedoch lange keine Reaktion zeigten, suchte ich gleichzeitig alternative Möglichkeiten mein Sample aufzubauen.

Teilnehmende über persönliche Kontakte zu finden und durch ein Snowball-Sample zu erreichen, wäre bei Deutschen in der Schweiz möglich gewesen. Ich befürchtete jedoch, dass Teilnehmende aus meinem engeren Umfeld mein Sample verzerren würden, da sie ähnliche demographische Merkmale aufweisen und keine regionale Vielfalt gegeben wäre. Insbesondere im Kanton Zürich, wo den Statistiken zufolge die meisten deutschen Auswanderer*innen wohnen, hatte ich keine Kontakte. Ich musste daher eine Möglichkeit finden, Interviewpartner aus anderen Regionen und mit diverseren demographischen Merkmalen zu identifizieren.

Diese fand sich am Ende online in einer Facebookgruppe für Deutsche in der Schweiz. Bei Facebook wird man auf der Suche nach Deutschen in der Schweiz sowohl bei regional begrenzten Gruppen als auch bei schweizweiten Gruppen fündig. Da ich eine schweizweite Abdeckung erreichen wollte, fragte ich letztere an. Die Gruppe hatte über 1000 Mitglieder und war sehr aktiv, was sich sowohl in der Menge initialer Posts als auch bei den darauffolgenden Antworten zeigte. Thematisch beschäftigt sie sich mit bürokratischen Problemen, z.B. der Zulassung eines Autos, Anerkennung von Diplomen, Wechsel der Krankenkasse, wie auch mit sozialen und politischen Aspekten des Lebens in der Schweiz, wie z.B. Volksabstimmungen, der Suche nach neuen Bekanntschaften oder Sprachdiskussionen. Ursprünglich diente die Gruppe mehr der Bildung einer Gemeinschaft, so veranstaltete sie vor der Covid-19-Pandemie regelmäßige Stammtische in diversen Gegenden der Schweiz⁷.

Forschung in einem digitalen Feld bringt einige Besonderheiten und Probleme mit sich. Bei Gruppen auf sozialen Netzwerken findet man diverse Aspekte von »networked publics« (boyd 2011), einem (semi-)öffentlichen Raum, welcher durch Netzwerkstrukturen imaginierte Kollektive ordnet. »Networked publics serve many of the same functions as other types of publics – they allow people to gather for social, cultural, and civic purposes and they help people connect with a world beyond their close friends and family« (boyd 2011: 39). Die Art der Strukturierung online erfolgt jedoch anders als in realen öffentlichen Räumen:

7 In meiner Wahrnehmung wurde diese Absicht jedoch immer wieder durch aufgeheizte Diskussionen überlagert, welche eine Polarisierung aufzeigte zwischen einer größeren Teilgruppe, welche es in der Schweiz »geschafft« hatte, und einer anderen, welche Probleme mit kulturellen Differenzen und Xenophobie oder finanzielle Schwierigkeiten hatte. Das Ziel von derartigen Diskussionen war selten das gegenseitige Verständnis und die Administratorinnen mussten oft eingreifen, verletzende Beiträge löschen oder Mitglieder der Gruppe verweisen.

Profile, Freundes- bzw. Mitgliederlisten, die Möglichkeit »öffentlich« zu kommentieren und vom Algorithmus zugeschnittene Updates auf einer persönlichen Seite bestimmen die Vernetzung. All diese Elemente bieten die Bühne für individuelle Performanz, aber auch für die Zurschaustellung von Netzwerken und Verbindungen vor einem weiteren Publikum (boyd 2011: 42–44).

Ein Problem von Onlineforschung besteht in der einfachen Verfügbarkeit enormer Datenmengen, auf welche man zugreifen kann (Beer/König 2020: 228–229). Insbesondere zu filtern, welche Aussagen und Meinungen in der Gruppe von welchen Mehrheiten oder Individuen vertreten werden, ist aufgrund der fehlenden Sichtbarkeit der dahinterstehenden Personen schwierig. Trotzdem zeigt ein reges Interesse an spezifischen Themen, dass diese mit dem Kollektiv in irgendeiner Art resonieren und die Thematik in den Interviews wieder aufgegriffen werden sollte (boyd 2011: 47–48).

Während bei jeglichen Veröffentlichungen der Aussagen von Menschen klar eine Einwilligung erforderlich ist, verschwimmen diese Grenzen online oftmals (American Anthropological Association 2013). Auch bei öffentlich zugänglichen Inhalten gilt jedoch: Allein die öffentliche Bereitstellung bedeutet nicht, dass diese ohne Zustimmung für Forschungszwecke genutzt werden dürfen (Beer/König 2020: 233). Dies galt in dieser Gruppe umso mehr, da der Zugang eingeschränkt und die Inhalte daher nicht öffentlich zugänglich waren. Gleichzeitig handelte es sich um eine derart große Gruppe, dass man sie kaum als privaten Raum betrachten kann, daher auch die Einordnung als »*networked public*«. Trotzdem gilt für meine Forschung, dass keine Posts oder Aussagen der Mitglieder der Gruppe ohne Einwilligung oder Anonymisierung verwendet werden. Konsequenterweise verwende ich die Diskussionen in diesem Forum lediglich als abstrakte Stimmungsbilder und Impulse für die Einzelinterviews. In der Gruppe unerwartet aufgekommene Themen habe ich teilweise in den Interviews angesprochen, wodurch diese wiederum in die Dissertation eingehen können.

Aufgrund der Gruppengröße kannten sich meine Teilnehmenden untereinander selten persönlich – die Interaktion fand, wenn überhaupt, ausschließlich online statt. Das lag mitunter auch daran, dass die Teilnehmenden aus diversen Gegenden kamen und sich nie bei einem Treffen begegnet waren. Gemeinsame Treffpunkte wie Restaurants oder kulturelle Stätten gab es nicht. Auch die Besorgung von heimischen Gütern wurde weitgehend online durchgeführt. Einzig die Suche nach gutem deutschem Brot vereinigte einige Deutsche bei spezifischen Bäckern in größeren Städten. Dass ich während meiner Forschung keine solche Orte ausmachen konnte, liegt jedoch nicht nur an Corona und dem Onlinesetting, sondern auch an der grundsätzlichen Organisation der deutschen Gemeinschaft. Darauf werde ich im Kapitel zur Zugehörigkeit im Abschnitt zu den Beziehungen zur Heimat zurückkommen.

Zur konkreten Vorgehensweise: Ich stellte mich und meine Forschung in der Online-Gruppe gekoppelt mit einer Anfrage für Interviewpartner*innen vor. Initial meldeten sich über 50 Interessierte. Mit den Interessierten versuchte ich ein Interview entweder online oder in deren Zuhause zu vereinbaren. Die überwiegende Mehrheit entschied sich für das Onlineinterview. Dadurch war es zwar einfacher möglich, Interviews mit Leuten aus entfernteren Regionen abzudecken, es nahm mir jedoch die Gelegenheit in das Leben meiner Teilnehmenden einzutauchen. Bei mehreren Teilnehmenden wurde später deutlich, dass sie den persönlichen Kontakt nicht aus Vorsicht vor Covid-19 mieden, son-

dern da sie keine Bekanntschaften aus dem Internet zu sich nach Hause einladen wollten. Durch die Anonymität des Internets und Facebooks war ich in den Augen meiner deutschen Teilnehmenden eine Fremde, während ich in Berlin durch die Anfrage über die Vereine scheinbar vertrauenswürdiger wirkte. Obwohl mich meine Berliner Teilnehmenden vor dem Interview nicht kannten, wurde ich von fast allen nach Hause eingeladen.

Von den knapp über 50 Interessierten online kamen mit 25 Personen Interviews zustande. 10 weitere Teilnehmende habe ich über ein Snowball-Sampling aus meinem persönlichen Netzwerk rekrutiert. So ergibt sich eine Gesamtzahl von 35 Interviews mit Deutschen, die Migrationserfahrung in der Schweiz haben. 10 der Interviews führte ich in Person durch; unter diesen Interviews fanden sich sowohl Kontakte von Facebook als auch von anderswo, allerdings fanden lediglich 6 Interviews bei den Teilnehmenden zuhause statt (2 weitere jeweils in Restaurants und in den eigenen Geschäften). Die restlichen 25 Interviews führte ich online, idealerweise über Jitsi, eine Software für Video-Konferenzanrufe.

Die Besonderheit von Online-Interviews in meiner Forschung waren nicht die unumgänglichen technischen Hürden und Störungen, sondern eine Veränderung im persönlichen Umgang durch die neuen Umstände der Technik. »*Science is tacit in its content and requires face to face contacts for its transfer, the physical mobility of scientists becomes a necessity*« (Mahroum 2000: 26). Neben der Tatsache, dass die Anwesenheit im Zuhause meiner Schweizer Teilnehmenden oftmals neue und unerwartete Themen hervorgebracht hat, welche ich nicht selbst angesprochen hätte, erschwerte der fehlende persönliche Kontakt den Aufbau tiefgehender, langfristiger Beziehungen mit deutschen Teilnehmenden. Während wir uns bei den Präsenzinterviews entweder zuhause oder in einem Café gemeinsam an einen Tisch setzten, begegneten wir uns online jeweils über den Bildschirm.

In Präsenz schafften die Interviews einen Zeitrahmen, welcher nicht durch Arbeit oder andere Verpflichtungen belegt war. Online sah dies ganz anders aus. Mehrere Interviews wurden während der Arbeit geführt und zwischenzeitlich unterbrochen. Andere waren zeitlich so knapp bemessen, dass neben meinen Fragen keine Zeit für Smalltalk war und die Teilnehmenden nach der verabredeten Dauer sofort das Meeting verließen – und damit augenblicklich aus dem gegebenen Raum verschwanden. Nicht zuletzt gab es auch noch die Interviews, welche mit Kindern auf dem Spielplatz, während des Hundespaziergangs oder beim Stillen eines Babys stattfanden. Dies ließ auch sehr wenig Raum für Fragen bezüglich meiner Forschung und bisherigen Resultaten. Tatsächlich stellten nur wenige deutsche Teilnehmende online Fragen zu mir und meinem Projekt.

Dies zeigt zugleich eine Flexibilität, die mir überhaupt erst den Zugang zu bestimmten Teilnehmenden ermöglichte. So konnte ich unter anderem Termine früh morgens, spät abends oder an Wochenenden wahrnehmen, was bei entfernt lebenden Teilnehmenden von großem Vorteil war. Zusätzlich konnte ich sicher sein, dass mein Zeitplan funktionieren würde, während dies bei Reisen nicht immer garantiert werden kann. Für mich persönlich hatte dies den zusätzlichen Vorteil, dass ich vor und nach Interviews zur Ruhe kommen konnte und nicht mit der Navigation im Verkehr oder an mir unbekanntenen Orten beschäftigt war. Darüber hinaus war es mir auch möglich Interviews mit Menschen zu führen, welche mich als Fremde nicht zu sich nach Hause einladen wollten. Die Alternative sich in Cafés zu treffen war während der Covid-19 Pandemie nicht für alle ein

geeignetes Mittel. Während der Pandemie stellte sich daher nicht die Frage, ob ich Online- oder Offline-Interviews führen sollte, sondern ob ich überhaupt Interviews führen kann. Vor diesem Hintergrund lieferten Online-Interviews den größtmöglichen Vorteil: Sie erlaubten mir meine Forschung durchzuführen und Daten zu sammeln, während das Leben in vielen anderen Bereichen stillstand.

Trotzdem hat es Folgen für mein Sample, dass ich die Mehrheit der Interviewpartner*innen mit Migrationserfahrung in der Schweiz über Facebook kontaktierte. Während sich über Facebook nicht weniger Menschen mit hoher Bildung finden ließen, so scheint es zumindest schwierig Menschen in beruflich hohen Positionen zu finden bzw. zu erreichen. Ob dies daran liegt, dass Menschen in Führungspositionen nicht auf Facebook vertreten sind, ob sie nur nicht in dieser Gruppe präsent waren, oder ob sie sich durch meine Anfrage nicht angesprochen fühlten, lässt sich im Nachhinein kaum beurteilen. Es bleibt die Tatsache, dass im Vergleich zum Schweizer Sample das deutsche Sample weniger Menschen in hohen Positionen beinhaltet, welche eigentlich in der Gesamtpopulation der Migrant*innen vertreten sein sollten.

Zusammenfassend hat die Herangehensweise über Facebook einige Nachteile mit sich gebracht. Demgegenüber steht der Vorteil, dass ich in der Lage war überhaupt zu forschen. Die Online-Gruppe hat mir, gerade in Zeiten, wo keine Stammtische möglich waren, eine sinnvolle Alternative geboten.

3.4 Zur Rolle der Forscherin

Nach dem Überqueren der Grenze nordwärts fallen als erstes die unterschiedlichen Verkehrsschilder auf, dann verändert sich langsam die Landschaft, es wird flacher, man kann weiter in der Ferne sehen, wo Windräder wie Pilze aus dem Boden schießen. Das Land scheint endlos und das Auto kriecht trotz fehlender Tempobeschränkung nur langsam Richtung Norden. Die Architektur der vorbeiziehenden Dörfer und Häuser ist bekannt und trotzdem finde ich immer wieder kleine Unterschiede, die mir zeigen, dass ich hier nicht mehr in der »Heimat« bin. Die Sprache auf der Raststätte ist eine andere – wenn auch nur geringfügig – genauso wie die Essensauswahl im Restaurant oder der Bäckerei. Gleichzeitig kommt in mir ein seltsames, fast greifbares Gefühl der Bekanntheit auf. Dies steht im direkten Kontrast zu meinen Schweizer Reisegefährten*innen, für welche das Gefühl von Fremdheit mit der Zeit zunimmt. Im Gegensatz zu ihnen kenne ich die Verkehrsschilder, die Weite gefüllt mit Windrädern und die Architektur nur zu gut, mittlerweile wahrscheinlich besser als die »Heimat«. Es ist das erste Mal, dass ich den Weg von Bern nach Hamburg mit dem Auto zurücklege. Dies gibt mir die Gelegenheit die graduellen Veränderungen wahrzunehmen und über meine eigene Verbindung zu beiden Ländern nachzudenken. Es ist auch das erste Mal seit meinem Wegzug aus der Schweiz, dass ich nach einem längeren Aufenthalt in der Schweiz nach Deutschland reise. Nach sechs Monaten Feldforschung in der Schweiz kehre ich im Oktober 2020 wieder nach Hamburg zurück.

Ich bin in der Schweiz geboren und aufgewachsen, habe die ersten 18 Jahre meines Lebens dort verbracht. Die andere Hälfte meines Lebens habe ich, mit kurzen Unterbrechungen für Auslandsaufenthalte, in Deutschland verbracht. Damit gehöre ich nicht nur

selbst zu einer der Gruppen, welche ich erforsche; ich sehe mich auch in beiden Ländern in gewisser Weise als beheimatet an. Diese Sonderrolle hat sich in vielen Situationen als Vorteil herausgestellt, sie bringt aber auch einige Herausforderungen mit sich und erfordert eine kritische Auseinandersetzung mit dem, was uns allzu bekannt und selbstverständlich erscheint.

»Central to maintaining reflexivity is the need for researchers to constantly locate and re-locate themselves within their work, and to remain in dialogue with research practice, participants and methodologies« (Bott 2010: 160). Als Schweizerin in Deutschland habe ich eine tiefe Vertrautheit mit dem Thema, welche auf meinen persönlichen Erfahrungen beruht. Vor dem Beginn meiner Forschung war ich jedoch nicht Teil der Schweizer Gemeinschaft und hatte sehr wenig Austausch mit Schweizer Emigrant*innen. Ich hatte ein Gefühl für relevante Themen, trotzdem waren mir gewisse Migrations- und Lebenserfahrungen unvertraut. Nur weil ich zu einer der erforschten Gruppen gehöre, teile ich nicht die Meinungen und Erfahrungen aller Schweizer Migrant*innen in Deutschland. Das Verständnis bildet sich aus der Auseinandersetzung mit meinen Interviewpartner*innen und der Gemeinschaft, wissenschaftlicher Literatur und Mediendiskursen. Meine Staatsbürgerschaft gibt mir weder die Autorität noch die Repräsentanz, für alle Schweizer Migrant*innen zu sprechen. Grundsätzlich erhebt diese Arbeit nicht den Anspruch, für die Gesamtheit der Schweizer Migrant*innen in Deutschland zu sprechen, sondern versucht, deren Diversität offenzulegen.

Trotzdem muss die Rolle der Forscherin in der »eigenen Kultur« genauer betrachtet werden (vgl. Jackson 1987; Nakagawa 2007). Als Ethnolog*in taucht man traditionell in die Lebenswelten von Menschen anderer Kulturen ein und versucht Hintergründe und Zusammenhänge zu verstehen. Meine Forschung weicht von dieser Norm ab. In der Soziologie findet sich dazu die Auseinandersetzung mit dem eigenen Bias, insbesondere wenn die eigene westliche Kultur erforscht wird (Glassner/Hertz 2003).

Wie erwähnt bin ich in der Schweiz geboren und aufgewachsen. Viele meiner heute noch gültigen Überzeugungen und Grundhaltungen wurden in der Schweiz geformt. Seither hat sich meine Meinung bezüglich vieler Dinge verändert, es bleibt jedoch immer ein Grundtenor, der mein Denken beeinflusst. In meiner Kindheit und Jugend beeinflussten drei inhärent schweizerische Aspekte maßgeblich meine Haltung bezüglich der Schweiz und dem Ausland, spezifisch Deutschland: der Schweizer Nationalstolz, die schweizerische Volkspartei (SVP), und eine medial verbreitete Germanophobie ab den 2000er Jahren.

Während Nationalstolz in Deutschland als Tabu gilt – im Kontext der deutschen Geschichte nachvollziehbar – pflegt die Schweiz ein komplett gegensätzliches Verhältnis dazu. Der Gründungsmythos um Wilhelm Tell, die »Willensnation Schweiz« und die »geistige Landesverteidigung« (Jorio 2006) als identitätsstärkende Maßnahme im Verlauf des 19. Jahrhunderts sind einige Stichworte, welche zur Erklärung des Patriotismus in der Schweiz herangeführt werden. Die Schweizerische Volkspartei (SVP) baute in den 1990ern auf diesen Gefühlen auf und wurde so 1999 die stärkste Kraft im Nationalrat, was sie bis heute geblieben ist. Sie argumentiert vehement für eine souveräne und unabhängige Schweiz; gegen Zuwanderung, gegen den UN-, EWR- und EU-Beitritt. Insbesondere mit ihren Initiativen gegen Zuwanderung hatte die SVP viel Erfolg und normalisierte bis zu einem gewissen Grad ausländerfeindliche Debatten.

Die Aussagen und Initiativen der SVP wurden nicht kommentarlos hingenommen: Bei Einwanderungsdebatten sammelten sich oftmals alle anderen Parteien im gegnerischen Lager⁸. Der Einfluss dieser Debatten während meiner Jugend führte bei mir zu einer differenzierteren Auseinandersetzung mit und letztlich einer Distanzierung von den Positionen der SVP.

Ab den 2000er-Jahren kam mit dem drastischen Anstieg deutscher Migration in die Schweiz auch eine größere mediale Aufmerksamkeit für das Thema und ein, für mich mitunter befremdlicher, teilweise germanophober Diskurs auf, welcher durch den Patriotismus und die SVP angetrieben schien. Auch nach Jahren in Deutschland stelle ich mir vor diesem Hintergrund ab und an die Frage, ob negative Reaktionen auf Menschen und bestimmte Aussagen auf den damals ausgeprägten patriotischen bzw. nationalistischen Diskurs, wie er in der Schweiz verbreitet war (und ist), zurückzuführen sind. Ich erlebte aber auch eine gegensätzliche Entwicklung; meine heutige Sichtweise deckt sich oft nicht mehr mit der Mehrheitsmeinung in der Schweiz, auch wenn ich sie nachvollziehen kann. Durch meine eigenen Erfahrungen kenne ich den Kontext, in den Deutsche und Schweizer Interviewpartner*innen eintauchen; gleichzeitig habe ich ausreichend Distanz, um kein bestimmtes Narrativ betonen zu wollen.

Auf der anderen Seite ist es naheliegend, dass auch die an dieser Studie teilnehmenden Personen mir gegenüber eine bestimmte Reaktion aufweisen, welche auf demographischen Markern, nicht zuletzt der Staatsbürgerschaft, basiert. Von Schweizer Teilnehmenden erhielt ich in einigen Fällen eine Zusage zu einem Interview, welche auf meine Staatsbürgerschaft zurückzuführen ist – nach dem Motto: Schweizer*innen müssen sich gegenseitig unterstützen. Bei den deutschen Teilnehmenden muss ich unterscheiden zwischen persönlichen und Facebook-Kontakten, welche meine Nationalität oft nicht kannten. Bei den persönlichen Kontakten liegt eine gewisse Sympathie zugrunde, welche einerseits eine Basis für ein offenes Gespräch bildet, aber auch hemmend für dem Rollenbild nicht entsprechende Gedanken und Erfahrungen wirken kann. Diese Sympathie musste bei den Facebook-Kontakten in kürzester Zeit geschaffen werden. Die Online-Teilnehmenden waren jedoch grundsätzlich bereit, positive und negative Aspekte des Lebens in beiden Ländern hervorzuheben: Meine Nationalität führte nicht zu einer positiveren oder negativeren Darstellung der Schweiz oder Deutschlands, hatte aber Auswirkungen auf den Referenzrahmen.

Dieser zeigte sich beispielweise in einem angenommenen Konsens über die Bedeutung von Aussagen in Form von geteiltem Wissen (Schnegg/Lang 2008: 5). Je mehr Charakteristika ihrer Identität Menschen teilen und je kleiner die Gruppe ist, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, einen Konsens zu finden und die Chance, beim Gegenüber auf Verständnis zu stoßen. In meiner Forschung waren nicht unverständliche Aussagen, sondern Missverständnisse über die genaue Bedeutung und einen vermeintlichen

8 Auch in den Medien und im Ausland wurden die Entwicklungen in der Schweiz kritisch betrachtet (Vallely 2007). Die 25,6 % Stimmenanteil für die SVP bei der Nationalratswahl 2019 zeigt jedoch klar, dass die SVP und ihre Ansichten großen Rückhalt in der ganzen Schweiz finden. Mit 25,6 % Stimmenanteil lag die SVP zudem mit großem Abstand vor allen anderen Parteien (SP: 16,8 % / FDP: 15,1 % / Grüne: 13,2 % / CVP: 11,4 %) (BFS 2019d).

Konsens zu erwarten. In vielen Interviews machten die Teilnehmenden, sowohl Schweizer*innen als auch Deutsche, von Phrasen wie »du weißt, was ich meine«, »du weißt ja, wie es ist« oder »du weißt schon« Gebrauch, ohne ihre Aussagen explizit zu formulieren. Um Missverständnissen vorzubeugen war es daher oftmals nötig, bei implizitem Wissen weiter nachzuhaken. Grundsätzlich half mir meine Vertrautheit mit Themen beider Gruppen und insbesondere das Alltagswissen, schnell in Gespräche einzutauchen und tiefere Fragen zu stellen, welche die Meinungen und Erfahrungen meiner Teilnehmenden herausforderten und auch kritisch hinterfragten.

Abschließend ist festzuhalten, dass erst durch meine Forschung viele tieferliegende Gedankenprozesse zu den entsprechenden Themen in mir in Gang gesetzt wurden. Es war nicht meine Intention, selbst auf diese gedankliche Reise zu gehen, vielmehr ergab sie sich im Prozess. Trotzdem kam in mir eines Tages der Gedanke auf, dass ich die Dissertation unbewusst vielleicht aus egoistischeren Gründen begonnen hatte:

Ich habe manchmal das Gefühl, ich mache diese Dissertation, damit mir andere Ausgewanderte ihre Antwort auf diese Fragen geben können, damit ich selbst nicht so viel darüber nachdenken muss, weil ich Lösungsvorschläge kriege von Menschen und selber sehe »das sind Ideen und Lösungen, auf die andere Leute gekommen sind« (Feldforschungstagebuch, Eintrag vom 03.02.2020).

Ob dies am Ende meine Intention war oder nicht, die Arbeit an meiner Dissertation hat auch für mich persönlich viele Erkenntnisse zum Vorschein gebracht. Ich habe durch die intensive Auseinandersetzung mit anderen Migrant*innen immer Themen besprochen, die auch mein Leben tangieren, und Lebensentwürfe kennengelernt, welche meine Zukunft darstellen können. Ich habe gelernt, unterschiedliche Ebenen meiner Identität in der deutsch-schweizerischen Dynamik zu erkennen und diese gleichzeitig anzuerkennen. Auch wenn ich mich weiterhin als Schweizerin sehe, so ist Deutschland doch ein integraler Teil meines Lebens und wird immer einen festen Platz in meinem Herzen besitzen.

Diese teilweise widersprüchliche Identität zwischen Deutschland und der Schweiz verbindet mich mit den Teilnehmenden dieser Studie. Auch ich habe ähnliche Aushandlungsprozesse durchlaufen, wurde sowohl von Deutschland als auch von der Schweiz geprägt und bin in mancher Hinsicht »deutscher« geworden als zuvor. Insofern spiegelt sich meine eigene Geschichte implizit in diesem Buch wider, ohne dass sie hier eigens weiter ausgeführt wird – nicht zuletzt, weil meine Erfahrungen in Deutschland jenen der Teilnehmenden ähneln und genau diese geteilten Erfahrungen den Gegenstand des restlichen Buches bilden.